



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schacht, R.: Neue erzählende Literatur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue erzählende Literatur

Don Dr. R. Schacht



Wenn wir einmal versuchsweise Literatur mit Schrifttum übersetzen sollen, so erhellt sofort, daß der Ausdruck erzählende Literatur ein Widerspruch in sich ist. Denn „erzählt“ wird, wenn wir das Wort in seiner natürlichen Bedeutung auffassen, mündlich und vor Zuhörern, während Schrifttum Leser voraussetzt. Tatsächlich wird man zu gewissen Zeiten der Dichtungsgeschichte die erzählende Literatur als Entartung aufgefaßt haben können, wie zu andern die ungeschungene Mythik und das Lesedrama. Alle drei setzen eine bedeutende, sozusagen naturgewachsene Entwicklung voraus, zugleich aber ein Publikum, das sich von den gewissermaßen natürlichen Gepflogenheiten der Dichtung losgemacht hat, nicht mehr in Gemeinschaft hört, nicht mehr singt, nicht mehr anschaut, sondern sich zurückzieht und liest. Diese Entwicklung gibt zwar dem Künstler eine große Menge anderer und neuer Ausdrucksmöglichkeiten (Umfang, Verknüpfung, Beschreibung, Schilderung, Analyse usw.), belädt dafür aber die Gattung, auch bei der Mythik, wo man es vielleicht am wenigsten zuzugeben geneigt sein wird, mit einem eigentümlichen Zwittercharakter, den sie nie wieder losgeworden ist und der das kritische Einstellen ungemein erschwert.

Weshwegen lesen wir erzählende Dichtungen? Zunächst aus demselben Grunde, aus dem man sich früher erzählen ließ: zur Unterhaltung vor allem, danach auch zur Belehrung. Die Anregung der Phantasie, die neue Gestalten sieht, oder sich an alten erfreut, vom Verlauf einer Handlung gespannt wird, von Geschehnissen erheitert oder gerührt, die Erweiterung des Gesichtsfeldes, Klärung und Formung der eigenen Lebensindrücke durch bestimmte Formeln und Typen, das etwa sind die hauptsächlichsten Reize, die wir vom Buche fordern. Damit ist aber zugleich gesagt, daß das gleiche Buch verschiedenen Lesern viel oder wenig bedeuten kann und daß eine nur am Formalen geübte Kritik weder dem Buche noch den Lesern ganz gerecht wird. So mancher wird auch in einem schlechten oder minderwertigen Buche eine Fülle der Spannung, der Bereicherung oder irgendwie des Genusses finden, und mancher ein gutes Buch als langweilig oder interesselos beiseite legen. Denn leider sind ja die Zeiten, da der Schriftsteller oder Dichter für einen in sich abgeschlossenen Kulturkreis schuf, sei es für einen ritterlichen Adel, für höfische Humanisten, für ein wohlhabendes mittleres Bürgertum, für ein bestimmtes großstädtisches Theaterpublikum oder für das Volk, mit der zunehmenden Verwischung der Standesgrenzen und unter dem nivellierenden Einfluß der allgemeinen Bildung vorbei, und wenn auch einige große Verleger heute noch immer mit bestimmten irgendwie gleichmäßig vorgebildeten Schichten des Publikums rechnen, die Dichter haben das sichere Gefühl für ihre Wirkungsmöglichkeiten vielfach zum Nachteil eines reinen, in sich zielbewußten Stilwillens verloren.

Das Volk selbst aber oder genauer das Lesepublikum hat es in der Hand, die Qualität seiner Schriftsteller durch Boykott der Schlechten zu verbessern, eine Pflicht, die unerbittlich auszuüben eine lange nicht genug beobachtete Angelegenheit unseres Kulturlebens ist. Bequeme Kritiklosigkeit, lecherhaftes Tändeln, unbesonnene Befriedigung primitiver Instinkte sündigen hier mehr, als uns für gewöhnlich zum Bewußtsein kommt. Der sogenannte naive Genuß mag etwas sehr Schönes sein, gewöhnlich artet er jedoch in demoralisierende Denks Faulheit und entnervende Opiatbetäubung aus. Der einigermaßen kultivierte Mensch trinkt ja auch nicht aus schmutzigen Gläsern und fragt sogar bei seiner Schokolade nach Qualität, er wird auch bei seiner Lektüre nicht auf grobstoffliche Spannung, Sensation, Befriedigung seiner natürlichen Abenteuerlust oder augenblicklichen Sucht nach geistigen Rauschen ausgehen, wenn diese Reize wider sein sein ausgebildetes Stil- und Sprachgefühl gehen, wenn er ins Vage, Schlüpfrige, oder in

eine Welt nicht der Dichtung, sondern der Verlogenheit geführt wird. Einen Tendenzroman wie Artur Dinters antisemitische, H. St. Chamberlain gewidmete „Sünde wider das Blut“ (Wolfverlag, Leipzig) wird ein gebildeter Mensch ablehnen, weil die Wirklichkeit hier verzerrt und die künstlerische Gestaltung schwächlich ist, und ein Buch wie Frances Kūlpes „Blaues Feuer“ (Georg Müller Verlag, München), in dem ein neugeborenes Kind seinen ersten „heiligen“ Schreit und die erschöpfte Wöchnerin spricht: „Begrüße deinen Sohn, Vater“, in dem der vom Lichtgott geschnellte Frühsonnenstrahl „neugierig“ und ausgerechnet am offenen Fenster eines Berghäusleins hängen bleibt, weil ein Neugeborenes ihm „furchtlos die Augen entgegenschlägt“, in dem eine Seele, nirgends Halt findend, im Leide zerflutet, vier Zeilen weiter aber der Leidvolle sich in seinem Leide bergen will wie in einem Kasten, als redensartliche, gemeinpläßige Talmipoesie schon nach den ersten zwanzig Seiten in die Ecke feuern. Die Feuilleton-Ware H. Effigs („12 Novellen“, Kfstein-Verlag, Lichterfelde) wird er als für die Buchform zu leichttunlich, R. Schickles „Trimpopp und Manasse“ (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig) als unnötig weitschweifig empfinden, aber ein Buch, in dem die Jugendjahre des Helden von käuflichen Dirnenaugen „durchsichert“ werden und ein Kuhhirt sich äußert: „Es ist schön, ein Dichter zu sein, und ich bin nur ein armer Hirtenknabe“ (Max Glas, Die stillen Wunder, Leipzig, Verlag L. Stadmann) als überspanntes Verede abtun. Über die soziale Lage der nordfranzösischen Bauern wird ein ernsthafter Leser sich nicht gerade durch das künstlerisch ganz belanglose, verständlich den vergeblichen Versuch der Gründung eines Bauernsyndikats darstellende Buch Emile Guillaumins „Ein Kampf um die Scholle“ (aus der Sammlung „Der Bauernspiegel“, Eugen Diederichs, Jena), sondern durch wissenschaftliche Unterlagen zu unterrichten suchen, und ein Werk wie des Holländers L. Couperus kalt gearbeiteter „Heliogabel“ (Rütten u. Loening, Frankfurt a. M.) mit seinen uninteressanten Menschen wird mit den fleißig zusammengetragenen Kulturgemälden aus der spätrömischen Kaiserzeit höchstens für den Historiker Reiz haben. Th. Virts „Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten“ und Karl Gjellerups „Goldener Zweig“ (beide Quelle u. Meyer, Leipzig) beruhen auf stilistischen Irrtümern. So dankenswert die Absicht, uns antike Sagen- und Novellenmotive zurückzugewinnen und lebendig zu machen auch ist, mit den Mitteln einer willkürlichen und weitschweifigen modernen Duzendromantechnik ist das nicht möglich, es gilt, sofern man sich schon nicht auf einfaches sachgemäßes Erzählen beschränken will, nicht die Antike zu banalisieren, sondern die Gegenwart mit Hilfe der Antike zu heroisieren. Ein Sammelbändchen hingegen wie das Jahrbuch Lübeckischer Dichter „Glücklichst Schiff“ (Bad Nauau, Lahn), wird bei aller Anspruchslosigkeit gerade wegen des lokalgebundenen Einheitsstones dankbare Leser finden, während Büchern wie Charlotte Nieses „Tante Ida und die Andern“ (R. Hermes Verlag, Hamburg), Wilhelm Specks „Zwei Seelen“ (Berlin, Martin Warnke) und Max Dreyers „Nachwuchs“ (L. Stadmann Verlag, Leipzig) je nach dem Bildungsgrad der Leser, denen sie in die Hände fallen, verschiedene Aufnahme beschieden sein wird. Menschen mit ausgebreiteter Menschenkenntnis und fester Lebenserfahrung werden weder die sachlich belanglosen Menschen des flüchtig gearbeiteten Dreyerschen Buches, noch die nicht gerade oberflächlich, aber doch auch ohne tiefere künstlerische Eindringlichkeit und ohne feste Formkraft gestalteten Bagabunden Specks, noch die im guten wie bösen Sinne Alltagsmenschen Ch. Nieses viel zu sagen haben, aber alle drei Bücher sind doch wenigstens frei von Geschmacklosigkeiten, entstellenden Verlogenheiten und bombastischen Gemeinplätzen, und harmlose und zumal jugendliche Gemüter werden an Ch. Nieses ehrlicher und schlichter Erzählungs- und Darstellungskunst, an Specks sich trotz aller Versuchungen zu seelischer Reinheit durchkämpfendem Helden viele Freude finden und als künstlerische Ewigkeitswerte oder Offenbarungen über Gott, Welt und Menschheit werden kaum die Verfasser selber ihre Werke ansehen. Sachlich lebendiger, durch ausgezeichnete Beobachtung des Sprechtons und eigentümlichen Dialekts und der Volksart höher stehend ist Arthur Babilottes „König von Herrstadt“

(Verlag Fr. W. Grunow, Leipzig), der in ansprechender Weise das Leben einer elsässischen Kleinstadt schildert. Doch über all diesem und mit keinem der erwähnten Bücher auch nur zu vergleichen, steht jedoch der neue große Roman von Hermann Stehr „Der Heiligenhof“ (S. Fischer Verlag, Berlin). Formale Bedenken entstehen auch hier. Die spröde Enge von Stehrs früheren Werken ist jetzt freilich durch eine großzügige reifere Formengebung ausgeweitet, aber doch möchte man dem großen Dichter einen nicht trittelnden, doch beratenden Mentor zur Seite wünschen, der hier einen Satz klarer rundet, dort eine Episode zurechtrückt, hier eine breite und unnötige Reflexion streicht, dort Wiederholendes zusammenpreßt oder qualmende Voderndes zu wie immer ungefügigem, so doch leuchtendem Feuer reinigt. Auch meint man zu spüren, daß der Dichter seinem Werk bei der letzten Feile noch nicht ganz kühl gegenüberstand, in einige Figuren zum Nachteil der anderen sich verliebt hat, und mancherlei stehen geblieben ist, was auf Konzeptverschiebungen während der Arbeit deutet. Wäre Stehr ein solcher Berater gegeben, so hätte er dieses Werk nicht als „Dank“ an seine Ketter hinausgehen zu lassen brauchen, denn menschlich hat Stehr so viel zu sagen, daß er bei reiner künstlerischer Arbeit, die ihm mehr aus innerer echt deutscher Überfülle, denn aus gelegentlichem künstlerischen Versagen nicht durchweg zu gelingen scheint, einer umfassenden und überzeugenden Wirkung gewiß sein kann. Das ganze Westfalentum, wo es ans Rheinland stößt, lebt in dem Werke, mit unbändigen, rätselhaften, abgrundtiefen Charakteren, mit Gottsuchern und Fanatikern voll unbändigen Wahnsinns und tiefer Gottversunkenheit, mit irren Bettlern, neidischen Bauern und seltsamem Sektierer- und Blindenwesen. Es ist ein Buch voll zartester Menschlichkeit und sichergehender Mystik, durchwirkt von einer allerdings lyrischen, aber lautersten und lebendigsten Poesie, die in Anschauung und Formung die glücklichsten, energisch sich einprägenden Griffe tut, für ernste Menschen ein Buch von fesselnder und nachhaltiger Wirkung.

Nicht minder tiefsinnig, wenn auch im Wollen durchaus im Rahmen der Novelle bleibend und durch äußerste Konzentration, strengsten, hier und da freilich zu Manier verengten Stilwillen und ironische Lebensbetrachtung nur geübt und nachdenklichen Lesern zugänglich ist Carl Sternheims „Positiv“ (Berlin, Verlag Heinrich Hochstim). Indem nämlich dem Dichter das formale Bedürfnis, der rein rhetorischen Unwirklichkeitspoesie mit ihrer metaphorischen Betrachtungsweise Kampf anzusagen, zu einer Angelegenheit der Weltanschauung wurde, erschuf er unter dem Einfluß der Beobachtung, wie während des Krieges bei den Zuhausegebliebenen alle geistigen Fragen im öffentlichen und privaten Leben tatsächlich und kaum versteckt den rein materiellen Nahrungsmitteln nachgesetzt wurden, die Figur eines philosophischen Hamsters, der, allein seiner leiblichen Gedeihnis hingegeben, voll tüdischer Schadenfreude zuseht, wie ein Schiller deklamierendes Schauspielerpaar bei für derlei Erregungen unzureichender Nahrung in posierendem Idealismus zugrunde geht. Das geistreichen Werken ist allerdings weniger eine Erzählung als die Umschreibung eines Charakters, aber so fest und sicher geformt, daß man trotz der kalten Menschenverachtung, die unausgesprochen hinter dem Ganzen steht, schon um der vorzüglichen Arbeit willen, viel Freude an ihm haben kann.



Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Vichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35 a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Vichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Wagnow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35 a
Druck „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Desfauer Straße 36/37